Nummer 658. XXVIII. Jahrgang. **Abend-Ausgabe.** Donnerstag, 28. Dezember 1899.

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Das neue bürgerliche Recht für Deutschland.

[Nachdruck verboten.]

Sehr schmucklos, mitten in einer Debatte über Getreidezölle und den Antrag Kanitz, legte Fürst Hohenlohe am 17. Januar 1896 mit wenigen Worten dem Reichstage den Entwurf eines Bürgerlichen Gesetzbuchs vor. Nach einer kurzen Erwiederung des Reichstagspräsidenten Freiherrn v. Buol kehrte das hohe Haus zu seiner kaum für eine Viertelstunde unterbrochenen Tagesordnung zurück. Schlichter konnte kaum die Einbringung dieser hochwichtigen Vorlage erfolgen, die nach einer Vorarbeit von mehr als 21 Jahren endlich bis zur parlamentarischen Berathung gediehen war.

Den wiederholt vom Reichstage gleich nach Gründung des Reichs in den Jahren 1871, 1872 und 1873 auf Antrag des Abgeordneten Lasker gefaßten Beschlüssen, in Abänderung der Verfassung die Zuständigkeit der Reichsgesetzgebung auf das gesammte bürgerliche Recht auszudehnen, war erst durch Reichsgesetz vom 20. Dezember 1873 entsprochen worden, nachdem Baiern, Sachsen und Württemberg ihr Widerstreben fallen gelassen hatten und so die zu einer Verfassungsänderung erforderliche Zweidrittelmajorität erzielt war. Aus den Berathungen einer vom Bundesrath gebildeten Kommission hervorragender Juristen ging dann nach mehr als 13 Jahren ein erster Entwurf hervor, der 1888 veröffentlicht und von der Kritik lebhaft erörtert als Grundlage für die bis Ende 1895 dauernden Berathungen einer zweiten Kommission diente. Auf wesentliche Punkte sich beschränkend, berieth der Reichstag und seine Kommission alsdann den ihm vorgelegten Entwurf bis zum 1. Juli 1896. Am 18. August 1896 wurde der endgiltig festgestellte Entwurf nach Zustimmung des Bundesraths vom Kaiser vollzogen.

Dies ist in Kürze die Entstehungsgeschichte der mit dem 1. Januar in Kraft tretenden Kodifikation.

Modernen Anschauungen getreu verheißt sie Allen ohne Unterscheidung von Geburtsständen Gleichheit vor dem Gesetze, nimmt sie sich des wirthschaftlich Schwachen wohlwollend gegenüber dem Starken an. So umschließt den Körper des Reichs ein drittes, den Bestand der Reichseinheit sicherndes Band. Vom ersten Tage des neuen Jahrhunderts an wird sich geräuschlos, aber täglich und unaufhörlich erweisen, daß dieses Band nicht minder werthvoll ist als die vordem schon vorhandenen Einheitselemente. Ein Wirthschaftsgebiet, ein Heeresgebiet, ein Rechtsgebiet bildend, werden die 26 Bundesstaaten sich eines innigeren Zusammenhanges erfreuen, als das der Centralisirung früher so abholde Deutschland jemals besessen hat.

„Mir ist nicht bange", sagte im Jahre 1828 der achtzigjährige Goethe, „daß Deutschland nicht eins werde; unsere guten Chausseen und künftigen Eisenbahnen werden schon das ihrige thun. Es sei eins, daß der deutsche Thaler und Groschen im ganzen Reiche gleichen Werth habe; eins, daß mein Reisekoffer durch alle 36 Staaten ungeöffnet passiren könne. Es sei eins, daß der städtische Reisepaß eines Weimarischen Bürgers von dem Grenzbeamten eines großen Nachbarstaates nicht für unzulänglich gehalten werde als der Paß eines Ausländers. Es sei von Inland und Ausland unter deutschen Staaten überall keine Rede. Deutschland sei ferner eins in Maß und Gewicht, in Handel und Wandel und hundert ähnlichen Dingen. Vor allem aber sei es eins in Liebe unter einander, und immer sei es eins gegen den auswärtigen Feind!" Wie altfränkisch kommen uns, die wir der Reichseinheit uns erfreuen, diese längst erfüllten Wünsche einer Vergangenheit vor, in der nach napoleonischer Knechtung das Nationalgefühl wiedererwacht war. Was damals die besten Patrioten laut, aber vergeblich forderten: ein allgemeines bürgerliches Recht für ganz Deutschland, das ist heute mit dem Inkrafttreten des Deutschen Bürgerlichen Gesetzbuches in Erfüllung gegangen. Die Rechtsgemeinschaft ist der Schlußstein der Reichseinheit!

Diese Rechtseinheit konnte kaum zu gelegenerer Zeit in die Wirklichkeit treten. Durch die wunderbare Entwickelung und technische Erleichterung des modernen Verkehrs sind die Nationen sich um vieles näher gerückt. Von Petersburg oder Paris nach Berlin gelangt man heute schneller als von Weimar nach Frankfurt in Goethes Tagen. Vollends bei Benutzung von Telegraph und Telephon spielen Entfernungen kaum noch eine Rolle. Wir leben im Zeichen des Verkehrs, und eine wesentliche Erleichterung glatter Verkehrsbeziehungen ist ein klar und kurz geschriebenes, unzweideutiges bürgerliches Recht. Auch andere Länder mit zerklüftetem oder veraltetem Recht scheiten heute zur Kodifikation, so die Schweiz und Rußland, oder haben sie kürzlich vollendet, wie Spanien. Für Deutschland mit seiner centralen Lage inmitten Europas, infolge deren es den Transitverkehr von Personen und Gütern aus allen Himmelsrichtungen zu vermitteln hat, wird auch aus diesem Grunde die Zusammenfassung seines bürgerlichen Rechtes und dessen Aenderung in Gemäßheit des modernen Rechtsbewußtseins und der wirthschaftlichen Bedürfnisse die besten Früchte tragen.

Vom polnisch-deutschen Kriegsschauplatz.

(Von unserem Korrespondenten.)

△ **Posen**, 27. Dezember.

In Rawitsch hat das königlich preußische Kriegsministerium gegen den polnisch-katholischen Propst Dulinski wegen des sattsam bekannten und besprochenen Vorfalls mit der Fahne des Infanterieregiments Strafantrag gestellt, und in Graudenz hat der Oberpräsident v. Goßler das Gleiche gegen eine polnische Zeitung gethan, weil diese in nahezu gehässiger Weise die Polen zum Austritt aus den Kriegervereinen aufgefordert hatte. In Miloslaw, nahe den Katakomben des Herrn v. Koscielski, wird ferner eine Klage gegen das durch seine jetzt platonisch gewordene Marinefreundlichkeit weiteren Kreisen bekannt gewordene Herrenhausmitglied vorbereitet, weil der polnische Edelmann sich in einer Rede über den Miloslawer deutschen Gesangverein im Gegensatz zu einem polnischen Verein in durchaus unangebrachten und mehr als unpassenden Parallelen bewegte, und außerdem schweben noch mehrere Preßprozesse wegen Beleidigung deutscher Institutionen, bezüglich wegen Aufreizung und Gehässigkeit.

Allen diesen Prozessen wird im ganzen Osten mit großer Spannung entgegengesehen, und ihnen allen wird weit über den Osten hinaus eine Bedeutung beigelegt, die sich nur mit den immer seltsamer werdenden Zuständen bei uns erklären läßt. Aus allen diesen Streitfragen geht aber nur das Eine hervor, daß unter den sämmtlichen polnischen Politikern und solchen, die es sein wollen, über die Stellung zu dem herrschenden System kein Zwiespalt mehr besteht. Jetzt sind sie einig geworden, die Intelligenten oder die Hofpartei und die sogenannte Volkspartei, und ihre beiderseitige Stellung zum Deutschthum in allen Parteigebieten ist dieselbe geworden, jetzt erstreben sie alle die politische, wirthschaftliche und gesellschaftliche Absonderung von den Deutschen.

Vielleicht könnte man hierin eine Gefahr erblicken und in dem Zusammengehen der Polen einen rocher de bronce gegen alle Germanisationsbestrebungen vermuthen. Vielleicht auch hieraus die Berechtigung zu Ausnahmemaßregeln für unsere Provinz herleiten. Aber alles dieses wäre verfehlt und unzweckmäßig, denn die geschlossene Propaganda ist wohl ungefährlicher als gespaltene polnisch-nationale Gruppen. Die Radikalen unter den Polen haben die ruhigeren Elemente mitgerissen, und alles, was kommen kann, ist, daß die Radaupolitik etwas kräftiger in der polnischen Presse ihren Ausdruck findet. Das Pharisäerthum wird zurücktreten und die wirthschaftliche Absonderung thatsächlich durchgeführt werden. Das wäre aber auch gekommen, wenn die polnische Intelligenz sich nicht der Anmaßung der Radikalen gebeugt hätte, und hätte sie es nicht gethan, so hätte die Intelligenz eben jede Fühlung mit dem Volke, welches vollständig von der radikalen Gruppe beherrscht wird, verloren.

Hierin, in der Sucht, an Beliebtheit bei dem kleinen polnischen Mann zu gewinnen, ist wohl der Ausgangspunkt der Ueberschreitungen zu finden. Nur hieraus kann man sich die „Unvorsichtigkeiten" der gebildeten Polen erklären. Je zahmer sie auftraten, desto mehr wurden sie von der mit radikaler Kost gesättigten Masse übersehen. Jetzt wollen die Intelligenten wieder die Führung haben. Also setzen sie sich mit der fälschlicherweise Volkspartei sich nennenden Gruppe ins Einvernehmen, und da ihre Bildung weiter reicht als die der kleinen Führer, so werden ihre Angriffe auf deutsche Einrichtungen intensiver und bei aller Vorsicht gehässiger.

Ob der Propst Dulinski oder Herr v. Koscielski oder die unvermeidliche „Gazeta Grudziadza" oder ein paar andere Blätter zu mehr oder minder hohen Strafen verurtheilt werden, das wird auf die Stellung der Polen zu den Deutschen wie auf die Germanisationsbestrebungen nicht den geringsten Einfluß üben. Wir glauben, nicht einmal auf die Betreffenden selbst, denn es ist doch angenehmer als Märtyrer glorifizirt, wie völlig ignorirt zu werden. Wir halten es sogar für mehr als wahrscheinlich, daß das Beispiel der Dulinski, Koscielski und der polnischen Publizisten jeder Gattung sehr bald Nachahmer findet, und es wäre gegen jedes Naturgesetz, wenn die Kopien das Original nicht in Mißklang überträfen.

Aber wir sind weit davon entfernt, hierin eine Gefahr für den Osten zu erblicken; dem festgefügten Polenthum steht heute, wo jede Indifferenz in nationalen Dingen aufgehört hat, ein ebenso festgefügtes Deutschthum gegenüber, welches, wenn es in wirthschaftlicher Hinsicht durch verständige Verwaltungsmaßregeln gestützt, durch eine freiheitlichere Schulgesetzgebung einander näher gebracht wird, getrost solchen Dingen entgegen sehen darf.

Im Anschluß hieran sei mitgetheilt, daß sich der Posener Lehrerverein in einer sehr deutlichen Resolution gegen das Verdammungsurtheil der Posenschen Provinzialsynode über die Simultanschulen ausgesprochen hat. Was der Posener Lehrerverein in dieser Hinsicht sagt, ist im „Berl. Tagebl." schon öfter mit allem Nachdruck betont worden. Aber die Provinzialsynode kann wohl weder von dem Lehrerverein noch von uns zu einer anderen Anschauung bekehrt werden, ebenso wenig freilich wird sie hindern können, daß die Entwickelung unserer Schulen, die fast gewaltsam auf das simultane System hinweist, sich einer andern Wendung nähert. Es giebt immer einen Punkt, wo sich die Extreme berühren. Die „deutsche Synode" und die „polnische Propaganda" vereinigen sich beide in dem Wunsche nach einer Beseitigung der Simultanschulen.

---

* Wir hatten in unserer Parlamentsausgabe vom 6. Dezember einen Brief unseres Newyorker ☲-Korrespondenten über den bekannten **Hauptmann Ehrenberg** veröffentlicht, der den Mittheilungen eines Dr. E. Witte in Washington an den in Boston erscheinenden „Deutschen Korrespondenten" entnommen war. In dieser Publikation schreibt uns nun Herr Rechtsanwalt Karl Lotz in Wiesbaden die folgenden, zum Theil bestätigenden, zum Theil berichtigenden Einzelheiten:

„In einem in Nr. 619a Ihres Blattes veröffentlichten Artikel befassen Sie sich mit dem verabschiedeten Hauptmann v. Ehrenberg.

Was über ihn dort gesagt ist, interessirt mich zwar weiter nicht, wohl aber interessirt mich der Artikel insoweit, als derselbe auch gerichtet ist gegen die Ehrenrühr des Hauptmanns v. Ehrenberg. Es wird derselben vorgeworfen, daß sie unter Mitnahme der Kriegskasse mit einem „Assistenzarzt" des Ehrenberg, also — wie man zwischen den Zeilen lesen muß — in Unterhaltung eines Liebesverhältnisses mit der Letzteren, ihrem Ehrenmanne durchgebrannt sei.

Diese Darstellung entspricht nicht den Thatsachen, sie enthält eine Herabwürdigung, ja eine schwere Verleumdung der Frau v. Ehrenberg, die ruhig hinzunehmen nicht in ihrer Absicht liegt. Sie hat mich deshalb mit der Wahrnehmung ihrer Rechte betraut, demgemäß ich Veranlassung nehme, Ihnen Folgendes zu eröffnen:

Richtig ist, daß Frau v. Ehrenberg seinerzeit und zwar auf Zureden ihrer Schwiegermutter, ihrem Ehemann nach Afrika gefolgt ist. Die zur Ausführung der Reise erforderlichen Gelder sind ihr aber nicht etwa, wie Ihr Artikel behauptet, von dem Hauptmann

---

Ich danke.

Von [Nachdruck verboten.]

Alfred Friedmann.

An einem kalten Winterabend fluthete das Leben hoch durch die Straßen der Hauptstadt. Das weiße elektrische Licht der Laternen und Schaufenster mischte sich den gelben unruhig flackernden Gasflammen und warf breite Bänder auf die glatten stahlharten Bodenflächen.

Eine wie verrückt, tausend verschiedenen Zielen zuhastende Menge floß sich, drängte, wich sich aus, unter verbindlichem Lächeln und grobem Schelten. Zwischen den Omnibussen und Droschken rasselten dröhnend, gröhlend, pfeifend, trompetend die neuesten Sendboten des Teufels, die Automobile, durch; dort tanzte mit flimmernden Lichtvierecken die Stadtbahn quer über eine Straßenzeile — — — und an einer geräuschvollen Ecke, etwas geschützt durch eine Nische, stand ein kleines Mädchen und rief unablässig:

„Spielende Mäuse! Zehn Pfennig!"

Es war ein kaum siebenjähriges Ding mit blauen Augen und blonden Locken, eine Art rother phrygischer Mütze auf dem Scheitel, sonst wie ein Schulkind gekleidet, jedoch ohne Handschuhen versehen.

Ich sah dem Kinde eine Weile zu; es schien sich sonst auf Gottes weitem Erdboden in des Teufels allgewaltiger Hauptstadt keine Menschenseele um es zu kümmern.

Dann trat ich auf das Mädchen zu und legte zehn Pfennig in sein Kästchen, das noch fünf bis sechs Blechstangen barg, an denen, wenn man sie vertikal hielt und dann umkehrte, zwei weiße Mäuse — Sonne und Mond spielten, oder Mensch und Glück — die sich bekanntlich auch nie erreichen.

Das Mädchen sah wie weltverloren nach mir hin, machte einen gar liebreichen Knix und flötete wie ein Englein: „Ich danke!"

Ich ging weiter. Dann kam ich nach einer Meile zurück und wieder flötete es an der Nischenecke:

„Spielende Mäuse! Zehn Pfennig!"

Niemand hatte seinem dringenden Bedürfniß nach spielenden Mäusen abgeholfen und sich Sonne und Mond, Mensch und Glück gekauft. Die Symboliker schienen an jenem Abende ausgestorben.

Ich fragte: „Dein Weg führt gewiß weit nach Hause? Du bekommst wohl Schläge, wenn Du nicht alles verkauft hast?"

„Nein ne," sagte das Blondinchen, und lachte, weiße Mäusezähnchen zeigend. „Abendessen kommt ich." Die Legende von der bösen Stiefmutter versank, und ein trauliches Heim stieg vor mir auf.

„Spielende Mäuse! Zehn Pfennig!"

„Ich habe Dir ja eben erst zehn Pfennig gegeben!"

„Das weiß ich doch nicht mehr!"

Ich schüttelte nachdenklich den Kopf. — Kein Idyll, keine Romantik, kein Drama. — Ich nahm ein Spielzeug und legte nochmals zehn Pfennig in das Pappkästchen.

„Ich danke!" — Knix . . . „Spielende Mäuse . . . Zehn . . ."

* * *

Ein wenig weiter. Ein bildhübsches Mädchen schreitet vor mir her. Was sie für eine Fülle blonden Haares hat! Sie trägt eine ganz lange, enganliegende Jacke, ein Cape, das bis auf die Füße geht, sie gleicht ein wenig einer wandelnden Glocke, aber einer schlanken, melodiösen; und der Köpfel in ihr, die Seele, muß einen herrlichen Ton geben, das sehe ich an ihren strahlenden Augen, an ihren frohen und doch so bescheidenen Mienen; an dem Lächeln, das Grübchen in die frischen, ungeschminkten Wangen und kleine Schlängelein an die Mundwinkel zaubert. Sie trägt nichts; sorglos, unbekümmert windet sie sich ihren Weg durch die Menge, die für sie gar nicht vorhanden zu sein scheint. Wer sie wohl sein mag? Das schiert wohl auch einen jungen Gecken, der ihr schon eine Zeit lang nachsteuert. Er läßt sie nicht aus den Augen. Er ist bald rechts, bald links an ihrer Seite. Er will sie ansprechen, das merke ich, aber die Straßen sind zu volkerfüllt; er kann nicht gut heran, und er fürchtet eine abweisende Antwort; er kennt das höhnische Lachen der Spaziergänger, wenn wieder einmal Einer „abfällt".

Nun sind wir oben am Leipziger Platz. Drüben die helle Scheibe am Potsdamer Bahnhof, die ein gelbes Loch in den schwarzen Winterhimmel bohrt, zeigt noch drei Minuten bis Acht. Und die Normaluhr bei dem Postamthäuschen hat's noch ein wenig eiliger. Zwei Minuten bis Acht! Die wandelnde Glocke steht stille. Da faßt sich das Gigerl ein Herz. Es tritt von links an das frohe Mädchen heran. Da schlägt es drüben Acht. Von rechts aber bietet ein anderer froher Mensch der Glocke den Arm. „Helene!" — „Gustav!" Und nach links zu dem Gigerl: „Ich danke!"

* * *

Ich trete in einen Cigarrenladen und brenne mir eine Upmann an. Der Verkäufer wechselt mir einen Thaler. Er legt das kleine Geld auf eine runde, bürstenartige Platte, in deren schwarzer Mitte mit zwischen Borsten das Wort Danke! eingezeichnet ist.

Eine bequeme Art, zu danken! Aber wenn man eilig ist! Ich verliefe mich draußen in Simmiren über das Danken; wie der Grieche sich seine „Charis" und „Caritas" gedacht, wie der Römer „Gratie" mit „Gratias" verbunden, wie Franz I. vielleicht „Gramerci" zu Karl V. gesagt, als er bei Pavia gefangen genommen wurde? Wie die Engländer zu Ohm Krüger „Thanks" sagen! Ich hörte ein Glockentingen: „Mille grazie" — mit dem sich etwa die Duse verabschiedet . . . .

Da gelangte ich an den Landwehrkanal. Ich lehnte mich an eine seiner vielen Brücken, streifte die Asche meiner Cigarre ab und sah unten im Wasser eine glühende Kohle schwimmen. Gurgelnd glitten die Wogen an den Pfeilern vorbei in die Ferne. Eine trostlose Kälte stieg aus der nassen Tiefe empor und mischte sich der vom Himmel fallenden, mit Sternschimmer wie durchleuchteten Kälte. Von einem Apfelkahne bellte ein nichtswürdiger Spitz zu mir herauf; nur fernabdonnernd rollten die tausenden Räderstimmen der Hauptstraßen zu mir heran, und endlich verstummte auch das die flimmernde Stille durchbohrende Geklöff.

Da stand neben mir eine wie aus der Versenkung des Grabes aufgetauchte Gestalt.